Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 23. Dez. 1904 (Zweiter Theil.) Jahrgang 25 No. 17.

Zum Christfeste.

Von Paul Pasig.

Nun senkt auf leisen Engelsschwingen
Sich nieder die geweihte Nacht,
Und Friedensworte hör' ich klingen
Und Lust und Freude sind erwacht,
Das Herz, gebeugt von Alltagssorgen,
Stimmt froh in solche Klänge ein;
Es ahnt: Ein rechter Weihnachtsmorgen
Muß auch ein Fest des Jubels sein!

Und ob des Kummers leichte Zähre
Der Armuth von der Wange rinnt:
Daß es die Leidensnacht verkläre,
Erschien des Höchsten Weihnachtskind.
Es scheucht hinweg die trüben Sorgen
Und läßt den Weihnachtsstrahl herein,
Fürwahr, ein rechter Weihnachtsmorgen
Muß auch ein Fest des Lichtes sein!

O ew'ge Liebe, einst geboren
In Armuth und in Niedrigkeit,
Du suchst, was elend und verloren,
Und wandelst es in Herrlichkeit!
Kein Hüttchen bleibt vor Dir verborgen,
Nicht ungehört die stumme Pein;
Du lehrst: Ein rechter Weihnachtsmorgen
Muß auch ein Fest der Liebe sein!

So kehre denn in trauter Stille
Auch heute wieder bei uns ein,
Und spende Deiner Gaben Fülle
Und Tannenduft und Kerzenschein!
In Deinem Schooße trägst verborgen
Ein Kleinod Du für Groß und Klein,
Wir ahnen's wohl: Ein Weihnachtsmorgen
Muß auch ein Fest des Segens sein!

Schutzengel und Christkind.

Eine Weihnachtsgeschichte von L. Mönitz.

Der Winter trieb es dieses Mal mit seiner Gewaltherrschaft gar arg und die Menschen mußten alle Mittel anwenden, um seinen Grimm ertragen zu können. Den armen Thieren, die sich nicht in die Ferne geflüchtet oder in irgend einer sicheren Kammer zu mehrmonatlichen Schlafe sich hingelegt hatten, erging es nur zu jämmerlich; denn die Barmherzigkeit der Menschen, wenn sie auch daran gedacht hätten, den nothleidenden Thieren Hilfe zu bringen, hätte keineswegs ausgereicht; überdies mußten diejenigen, welche sich des Ueberflusses erfreuten, doch vor Allem dessen inne werden, daß die Menschenbrüder in ihrer Nähe nicht allein in der Lage sind, sich gegen das harte Regiment des Winters ausreichend zu schützen. Hunger und Frost sind gar arge Quälgeister, denen die besitzlosen Menschen ausgesetzt sind, besonders wenn sich ihnen noch Mangel an Arbeit zugesellt. Denn die Arbeit ist allezeit und in jedem Stande ein Segen; nicht nur daß sie die Mittel zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens herbeischafft, sie erhält auch das Gemüth frisch, froh und zufrieden.

Draußen am Saume des Waldes stand eine armselige Hütte, bewohnt von einem Arbeiter und seiner Frau und drei Kindern. Das sind fünf Personen, die zu ernähren waren. Dazu kam noch der Großvater, der schon seit Jahren sich nicht mehr von dem dürftigen Lager erheben konnte.

So lange die schöne Jahreszeit war, gingen Mann und Weib in die Arbeit und verdienten Tag für Tag, so viel eben gebraucht wurde, aber auch nicht mehr; doch als der Winter einzog und der regelmäßige Verdienst aufhörte, kehrten alle Schrecken der Arbeitslosigkeit in dieser Hütte ein. Der Mann ging täglich einige Stunden weit in die benachbarten Ortschaften, fand hie und da etwas Arbeit und armseligen Lohn; aber so wie der Winter vorrückte, wurden Beschäftigung und Lohn immer seltener und das Elend immer schrecklicher.

* * *

Die vierte Dezemberwoche war herangekommen. Trotz der grimmigen Kälte, die andauernd herrschte, schlugen unzählige Kinderherzen in freudiger Erregung dem schönen Abende entgegen, der ihnen der liebste im ganzen Jahre ist. Um diese Zeit kehrt doch immer in die Kreise der lieben Jugend eine Unruhe ein, welche den Eltern und Lehrern viel zu schaffen macht. Man denkt und spricht, ja, man träumt sogar vom Christkind und seinen Gaben. Wir belauschen ein solches Gespräch im Hause des Dr. Grosser. „Ob denn das Christkind auch wirklich selbst kommt," sagte am 23. Dezember der achtjährige Ernst Grosser zu seinem zehnjährigen Schwesterchen Elsa. Sie saßen Beide in der Dämmerung des Abends bei'm Fenster und sahen dem Treiben des Windes mit den jetzt nicht gar zu reichlich fallenden Flocken zu.

Die beiden Kinder flüsterten nur; denn sie dachten, die Mutter wolle schlafen. Frau Dr. Grosser war seit einiger Zeit leidend und mußte sich öfters auf das Ruhebett legen, was sie denn auch eben jetzt gethan hatte.

„Ich glaube nicht," sagte Elsa, „daß es selbst kommt, aber ich weiß doch nicht, wie es die Geschenke in jedes Haus zu den Kindern bringt."

„Und warum glaubst du's nicht?" fragte Ernst wieder.

„Eigentlich," sagte Else, „kann es doch kommen; nur kommt es so, daß wir es nicht sehen können; denn schau," setzte sie eifriger und darum auch lauter fort, „das ist gerade so, wie mit dem Schutzengel. Ich habe ihn schon oft gebeten, daß er sichtbar zu mir komme. Gestern Nachts habe ich zu ihm wieder gebetet und ihm gesagt, daß ich ihm zu Ehren ein weißes Bett und schneeweißes Hemd habe, auch fromm sein will, und da habe ich lange hinausgeschaut durch das Fenster auf den Mond und zum Himmel — er aber ließ sich nicht blicken und ich schlief ein."

Darauf sagte Ernst: „Er ist vielleicht doch zu dir gekommen und hat dich beschützt, aber wie du schon geschlafen hast. Vielleicht kann er sich nicht sichtbar machen, denn er ist doch ganz gewiß sehr gütig und thäte es sonst." — Jetzt wurde zum Nachtmahl gerufen. Die Mutter erhob sich und ging, jedes ihrer beiden Lieblinge an einer Hand führend, in das freundlich erleuchtete und behaglich erwärmte Speisezimmer, wo der Vater, von Krankenbesuchen zurückgekehrt, schon am Tische Platz genommen hatte.

Nach der Mahlzeit setzte Herr Doktor Grosser seiner Frau auseinander, daß er am folgenden Nachmittage in die Hauptstadt reisen und wohl bis zum heiligen Abend dort verweilen würde. „Ihr, liebe Kinder," sagte er, „werdet gewiß sehr brav sein, damit sich dann das Christkind mit schönen, reichen Gaben einstellen kann!"

„Gewiß!" sagte Elsa, indem sie den Vater umarmte und ihm einen herzhaften Kuß versetzte. Ernst aber sagte, daß doch der Vater ja sicher schon am Nachmittag des heiligen Abends zurückkäme, weil das Christkind vielleicht durch seine Hände ihm und der Elsa Gaben schicken wolle.

Der heilige Abend kam. Die Nacht brach herein. In allen Häusern der Straßen waren beleuchtete Stuben, in denen Christbäume prangten, und in den meisten waren auch glückliche Kinder zu finden, die sich an den Lichtern, an der Pracht und an den schönen Geschenken freuten. Nur in dem Hause des Doktors Grosser fehlte noch der Festglanz des erleuchteten Christbaumes.

Mutter und Kinder saßen in der nur von einer Lampe erhellten Stube und harrten in Sorge und Ungeduld des Hausvaters. Die Schlafzeit rückte immer näher; auf der Straße war es ganz still.

Endlich, endlich vernahmen sie das Vorfahren eines Wagens, unter welchem der hart gefrorene Schnee knirschte. Die Kinder rissen die Thür auf, stürzten die Treppe hinab, und o Jubel! der Vater kam ihnen wohlbehalten entgegen.

„Bist Du über mich recht böse, Ernst, daß ich das Christkindlein nicht zu Hause erwartet habe?" fragte Doktor Grosser. Er wartete aber auf die Antwort des Knaben nicht und eilte die Treppe empor, um die Mutter zu beruhigen.

„Ehe ich euch den Grund meiner Verspätung erzähle, lasset uns den Christbaum anzünden," sagte der Vater, und einen festlichen Imbiß nehmen, aber zugleich den Himmel preisen, daß er uns mit seinen Engeln schützt."

„Warum bleibt aber der Christbaum leer, Väterchen!" sagte jetzt Frau Grosser, „hat dir das Christkind in der Stadt nicht, wie wir alle gehofft, Geschenke für unsere Kinder mitgegeben?"

„Geschenke gab es mir wohl, aber ich glaubte, daß dieselben dieses Mal an eine andere Adresse gerichtet waren. Ich will euch das genauer bei Tische erzählen," sagte der Doktor und so ging man zum Essen.— Als das Mahl zu Ende war, erzählte der Vater: „Im wohlbepackten Wagen machte ich mich heute nach Mittag auf den Heimweg. Ihr wißt wohl, wie sehr kalt es draußen ist. Mir konnte der Frost nichts anhaben in dem verschlossenen Gefährt. Desto größer mußte natürlich mein Schrecken sein, als ich auf offener Straße ein Mädchen sah, das beiläufig so alt wie unsere Elsa war und in leichten Kleidern halb erstarrt sich mühselig fortschleppte. Ich ließ den Wagen halten und redete das halb erfrorene Wesen an, indem ich sie sogleich einsteigen ließ. Sie brauchte lange, ehe sie sich im Wagen erwärmt hatte und zu sprechen fähig war. Ich entnahm ihrer schluchzend vorgebrachten, unzusammenhängenden Rede nur, daß dem Vater etwas zugestoßen, daß sie etwa eine halbe Stunde unterwegs sei, um Hilfe zu suchen. Der Kutscher erhielt sogleich die Weisung, nach der Richtung zu fahren, wo die Eltern des Kindes wohnen.

Das Elend, das ich in der Hütte am Waldesrande draußen fand, will ich nicht beschreiben. Ich traf den Vater, der ein Taglöhner ist, in einer schweren Ohnmacht. Der Wein, den ich zur heutigen Festfeier mit heimbringen wollte, half mir, den Armen wieder zu Bewußtsein und Kraft zu bringen. Auch das Mägdelein, das beinahe das Opfer ihrer kindlichen Liebe geworden wäre, mußte von dem Weine trinken. Der Hausvater, das war mir klar, hatte selbst Hunger gelitten, und wäre auch Hungers gestorben, um die letzten Bissen seinem alten Vater und seinen Kindern zukommen zu lassen. Die Verzweiflung über die Noth, aus der er eine Rettung sah, that das Uebrige, ihn aller Kraft zu berauben und — sagt, Kinder, hat nicht das Christkind mich selbst zu diesen braven Leuten geführt, daß ich sie rette? Der Schinken, den ich in einer Auslage der Stadt appetitlich herauslugen gesehen hatte, der in unsere Speisekammer wandern sollte, hat ihnen nach langen Wochen wieder die ersten Bissen Fleisches dargeboten! Und damit diese bedauernswerthen Kindlein das erste und vielleicht das einzigemal in ihrem Leben auch die Freuden der Christgeschenke kosten können, ließ ich ihnen Alles dort, was für meine guten Kinder bestimmt war. Ich kann Euch ja nach dem Feste anderes kaufen, was Euch freut."

„O nein," riefen beide Kinder zugleich, „wir wollen keine anderen Geschenke! Wir sind schon ganz froh, daß du nur wieder bei uns bist," setzte Ernst hinzu. Und Elsa bemerkte: „Es soll gewiß nicht das letztemal sein, daß diese armen Kinder Weihnachtsgeschenke bekommen! Wir werden jedes Jahr auch wieder an sie denken!"

„Das sieht meiner kleinen Elsa ähnlich!" sagte der Vater. „Dich segne der Himmel, daß du uns ein so gutes Englein bleibst, wie du jetzt bist."

Am folgenden Festtage, als die Kinder ihren Eltern den Morgengruß gaben, sagte Ernst zu seinem Vater: „Wir, Elsa und ich, möchten dich um ein Weihnachtsgeschenk bitten. Dürfen wir?"

„Selbstverständlich!" versetzte Dr. Grosser, neugierig auf das, was da kommen wird. „Ich habe es doch euch versprochen; wünschet euch nur etwas!"

„Wir möchten gerne selbst diese Kinder und ihre Eltern und die Freude sehen, welche sie mit den Sachen haben. Auch wollen wir ihnen von unserem Weihnachtskuchen bringen!"

Der Vater erfüllte gerne diesen Wunsch und zu seiner Frau sagte er später, als die Kinder aus der Stube waren, mit Freudenthränen in den Augen: „Von unseren Kindern gilt der Spruch: „Selig sind die Barmherzigen und seliger im Geben denn Empfangen!"

Frühzeitiger Weihnachts-Einkauf.

Humoreske von Eugen Isolani.

Tante Aurelie ist eine ungemein praktische Dame; wenn alle anderen Leute noch gar nicht an Weihnachten denken, dann wandert sie bereits von Geschäft zu Geschäft, um Weihnachtseinkäufe zu machen. Erstens, so erklärt sie allen Bekannten, bedienen mich dann die Leute viel aufmerksamer, wenn in den Geschäften noch nicht so viel Gedränge ist, und zweitens findet man auch noch Alles, was man kaufen will; die Lager sind noch nicht so ausgesucht.

Und dann, so fügt der necklustige Onkel Gustav hinzu, kann man, wenn man im Oktober seine Weihnachtseinkäufe macht, bis zum December noch mancherlei umtauschen, wenn man an der Tauschsucht leidet.

Tante Aurelie ist bei allen Geschäftsleuten der Stadt wegen ihrer Kauflust bekannt, aber nicht gerade sonderlich gefürchtet, denn die Herren wissen aus Erfahrung, daß sie nach dem Austausch sich stets die ältesten Ladenhüter aufreden läßt, weil sie dann in einer gewissen Zwangslage sich befindet und kaufen muß, was man ihr vorlegt. Und gangbare Artikel legt man ihr dann einfach nicht vor.

Indessen würde man Tante Aurelie Unrecht thun, wenn man behaupten wollte, daß sie, wenn sie in Geschäften Waaren umtauschen muß, immer nur einer krankhaften Neigung folgt. Manchmal ist sie auch nur das Opfer eines ganz ausgesuchten Pechs, und das ist z. B. in dem Fall die Ursache gewesen, den wir hier erzählen wollen.

Tante Aurelie hatte für ihre Auguste, die schon ein paar Jahre lang als Köchin in ihren Diensten stand, einen Winterpaletot zu Weihnachten gekauft. Das war um die Mitte des October geschehen.

Da Tante Aurelie recht zufrieden mit ihrer Köchin war, so hatte sie sich nicht lumpen lassen wollen, hatte Auguste mit in's Geschäft genommen und sie selbst sich einen Winterpaletot auswählen lassen. „Den bekommen Sie natürlich erst am heiligen Abend", hatte sie dann zu Hause zum Mädchen gesagt, „Sie wissen, was er kostet. Es ist ein gutes Stück. Den können Sie eine kleine Ewigkeit haben! Na, ich hoffe, Sie werden ihn bei mir austragen!"

Natürlich wollte sie zu dem Paletot, daß das Mädchen auch zum Weihnachtsfest überrascht werde, noch einige Kleinigkeiten kaufen, die ein Mädchen immer gebrauchen kann.

Tante Aurelie freute sich ordentlich über den Einkauf, und Abends, als der Gatte aus dem Geschäftskomptoir heimkam, zog sie den Paletot selbst über und stellte sich dem Gatten mit den Worten vor: „Sieh', Männe, was ich für die Auguste zu Weihnachten gekauft habe. Ein feiner Winterpaletot, was! Solch' feinen habe ich selbst beinahe nicht.

„Na, wenn wirst'n denn umtauschen, Rel'chen?" antwortete der Gatte.

„Ach, neck' doch nicht immer! Ich hab' Auguste mit in's Geschäft genommen, und er paßt ihr, als wenn er für sie gemacht wäre."

„Na, umtauschen wirst'n aber doch, Rel'chen!"

„Weshalb denn?"

„Na, lies!"

Und mit diesen Worten reichte der Gatte ihr einen Brief, der in unleserlicher Schrift geschrieben war und also lautete: „Fererre Hehrschaften! Da Ich doch die Auguste, welche bei Sie dinnt, nach Weihnacht heuraten will, so frage ich Ihnen höfflich an, ob die Auguste würklich, wie sie sacht, schohn 200 Mark gesparht hat und ohb Sie auch würklich nicht zänksch ißt. Denn dahn nehm ich Sie nicht. Aber Ich bitte sehr, nichts fon dies an Auguste zuh sagen. Ich verbleihbe in Ahchtunk ihr

Georg Hofmann, Klempner.
Müllerstraße 23 im Keller."

Als Tante Aurelie diesen Brief gelesen hatte, was sie sehr ärgerlich.

Nein, das hätte sie denn doch nicht geglaubt von der Auguste, die nun schon zwei Jahre bei ihr war. Daß ein Mädchen an's Heirathen denkt, ja, das konnte sie keiner verargen, aber daß Auguste so hinterlistig sein würde, sie bald nach Weihnachten sitzen zu lassen, das war ihr, der Tante Aurelie doch noch nicht in ihrem Hause vorgekommen. Das wollte sie sich durchaus nicht gefallen lassen.

„Noch heute werde ich ihr kündigen und morgen trage ich den Winterpaletot zurück! Ich packe ihn schon wieder sauber ein. Und zu mir sagt die Auguste, daß sie einen Bräutigam hat, der jetzt in ihrer Heimath bei den Soldaten steht und den Sie erst nach zwei Jahren heirathen könne. Nun, von ihr hätte ich's nicht geglaubt. Zeig' doch noch mal den Brief her, Männe!"

„Ich gab ihn Dir ja, Rel'chen!"

„Aber ich habe ihn Dir doch zurückgegeben!"

„Nein, Rel'chen, ich hab' ihn nicht!"

„Du wirst ihn eingesteckt haben, Männe!"

Während Onkel Gustav nach dem Brief in allen seinen Taschen suchte und Tante Aurelie in den auf dem Tisch liegenden Zeitungen herumkramte, kam Auguste herein, um den Tisch zum Abendessen zu decken. Da fuhr es denn der noch sehr erregten Tante Aurelie heraus:

„Sie können zum ersten gehen, Auguste!"

„Was soll ich, gnäd'ge Frau?" antwortete ganz arglos die Köchin, die nicht recht zu verstehen glaubte.

„Sie können den Dienst verlassen zum ersten."

„Warum denn, gnäd'ge Frau?"

„Denken Sie denn, ich werde warten, bis Sie mir den Stuhl vor die Thür setzen und Sie sich verheirathen? Ich denke nicht daran; anständige Mädchen ziehen nach Weihnachten nicht. Da würde ich schön hineinfallen. Da werde ich mich wohl hüten, Ihnen noch erst zum Weihnachtsfest ein so kostbares Stück, wie diesen Winterpaletot, zu schenken. Den trage ich morgen zurück!"

Auguste wußte zwar nicht, was plötzlich in die Herrschaft gefahren war; daß der Herr vielleicht plötzlich entdeckt habe, daß sie die kostbare Meißner Vase, deren Henkel sie kürzlich abgebrochen, habe kitten lassen, konnte sie nicht glauben, denn davon war ja nicht die Rede gewesen. Und was sonst die „Gnäd'ge" gesprochen, das verstand sie einfach nicht. Indessen Auguste gehörte nicht zu jenen Mädchen, die um eine Stelle betteln. Erstens war sie stets brav und ordentlich gewesen und hatte vorher ein sehr gutes Dienstbuch und dann hatte sie auch Eltern, die in guten Verhältnissen lebten und sich sicher freuen würden, ihre Tochter wieder einmal ein paar Monate bei sich zu sehen.

So schwieg sie denn voll Trotz zu der Kündigung.

Anderen Tages hatte Tante Aurelie am Vormittage nichts Eiligeres zu thun, als den gestern gekauften Paletot wieder zurückzubringen. Natürlich kannte man sie dort im Geschäft gut genug, um ihr sofort zu willfahren und einen Umhang dafür umzutauschen, den sie selbst tragen wollte, wenn sie ihn auch nicht gerade gebrauchte.

Auguste aber hatte die Frau mit dem schönen Weihnachtseinkauf wieder fortgehen sehen; das wurmte sie denn doch nicht wenig. Sie hatte sich schon so sehr auf den Winterpaletot gefreut.

„Nun," so dachte sie, „so arm sind wir ja auch nicht gerade; da kaufe ich ihn mir selbst zu Weihnachten von meinem Ersparten!"

Und damit sie denselben Paletot nur ja auch wieder bekomme, bat sie Nachmittags die „gnäd'ge" Frau, „ob sie ausgehen dürfe; sie müßte sich doch 'ne Stelle beschaffen."

„Meinetwegen, gehen Sie!" sagte Tante Aurelie ärgerlich. „Sie haben ja das Recht, zweimal wegen einer Stellung auszugehen; denn Sie werden doch nicht wegen der paar Monate in einen Dienst treten!"

Das verstand nun zwar Auguste auch wieder nicht, aber sie war froh, gehen zu dürfen, und so ging sie direkt nach dem Mäntelgeschäft, in welchem sie den Tag vorher mit ihrer Herrin gewesen und ließ sich denselben Paletot wiedergeben, bezahlte ihn aus ihrer Tasche und ging damit heim.

In ihrer Küche hatte sie dann nichts Eiligeres zu thun, als ihn von Neuem anzuprobiren und sich in dem schönen Kleidungsstück zu drehen und zu wenden. Natürlich griff sie dabei auch in die Tasche, und da hielt sie plötzlich ein Stück Papier in der Hand. Sie nahm's heraus, entfaltete es und las den Brief des Klempners Georg Hoffmann.

Und der Inhalt dieses Schreibens, das der Leser kennt und das Tante Aurelie gestern aus Versehen in den Paletot gesteckt hatte, den sie gerade angehabt, interessirte Auguste so lebhaft, daß sie nichts sah und hörte, was um sie vorging, sondern ganz vertieft in die Lektüre war, bei deren Beschluß sie nun ganz laut ausrief: „Na s'on Ochse!"

„Wer ist ein Ochse?" fragte Tante Aurelie, die plötzlich hinter Auguste stand.

„Na der kleine, schiefe Klempner!"

„Welcher, den Sie heirathen wollen?"

„Was?! Ich!! I' ich denk ja gar nicht d'ran! Ich werd' doch meinem Willem treu bleiben, der zum Herbst von's Militär frei kommt und sich im Jahr später selbstständig macht!"

„Dann heirathen Sie also nicht nach Weihnachten?"

„I wo werd ich denn?"

„Na, warum haben Sie denn das nicht gestern gleich gesagt!"

„Na, das konnt' ich doch nicht, denn Sie haben ja gar nicht darnach gefragt!"

So kam's denn durch den frühzeitigen Weihnachtseinkauf heraus, daß sich der kleine, schiefe Klempner Schwachheiten eingebildet hatte, zu denen ihm Auguste niemals Berechtigung gegeben.

Natürlich wurde die Kündigung sofort rückgängig gemacht. Den Paletot konnte Auguste natürlich nun nicht mehr zum Weihnachtsfest bekommen, daß aber Tante Aurelie gleich andern Tages andere kostbare Geschenke für Auguste besorgte, das kann ich verrathen, ebenso, daß sie auf demselben Wege auch den Umhang wieder in das Geschäft zurückbrachte. Sie hatte es sich überlegt, sie könnte ihn doch nicht gebrauchen. Sie tauschte ihn gegen eine Jacke um, welche vielleicht ihre Nichte Klara ihr abnehmen konnte, als Weihnachtsgeschenk für deren Dienstmädchen.

Als sie mit dieser Jacke nach Hause ging, dachte sie so bei sich: es ist doch gut, wenn man die Weihnachts-Einkäufe recht zeitig besorgt. Da kann man noch immer die Dispositionen ändern, wie man will.

Weihnachtswanderung.

Hörst auch Du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete
Aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst auch Du das schüchtern-frohe
Helle Kinderlachen klingen?
Schaust auch Du den stillen Engel
Mit den reinen weißen Schwingen?...
Schaust auch Du dich selber wieder
Fern und fremd nur wie im Traum?
Grüßt auch Dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baum? ....

Ein Freundschaftsbeweis.

Der Pariser Akademiker Boisenon war einst vom Prinzen Conti zum Mittagessen eingeladen. Wer aber nicht erschien, war Boisenon, und zwar einfach deshalb, weil er den Tag vergessen hatte. Er begegnete kurz darauf einem Freunde, der ihm mittheilte, daß der hohe Gastgeber sehr ärgerlich auf ihn sei, belehrte ihn über den begangenen Verstoß.

Der gelehrte Herr aber wußte sich zu helfen. Ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre, fand er sich an einem der nächsten Empfangstage als ungeladener Gast bei Seiner Hoheit ein, in der Absicht, den erzürnten Gönner wieder auszusöhnen.

Sowie der Prinz den anscheinend so unhöflichen Akademiker auftauchen sah, wandte er ihm mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, als Zeichen seiner Ungnade, den Rücken zu.

Doch Boisenon ließ sich nicht verblüffen. „O, mein Prinz," rief er mit offenbarer Freude aus, „wie froh bin ich, und wie sehr danke ich Ihnen!"

Erstaunt drehte sich Prinz Conti um und musterte mit sichtlichem Befremden den sonderbaren Gast.

„Man hat mir nämlich gesagt," fuhr mit der gleichen Unbefangenheit der Gelehrte fort, „daß Sie mir zürnten, doch, wie ich eben jetzt zu meiner großen Freude sah, ist das ja gar nicht wahr!"

„Woraus schließen Sie denn das?" fragte Conti verwundert.

„Weil Eure Hoheit mir den Rücken zeigten!" erklärte, sich verneigend, der geistvolle Gelehrte. „Das thut ein Conti niemals — einem Feinde gegenüber!"

Der tapfere Conti war versöhnt und reichte seinem Gaste lachend die Hand.

Weihnachten.

Die Tage der Verheißung sind nun vorüber, und die Erfüllung tritt in ihr Recht. Was wir in wochenlangem Fleiß mit stiller Freude gesäet, ernten wir jetzt im Kreise unserer Lieben, die uns unser Mühen mit leuchtenden Blicken und freundlichen Worten danken. Heute verstehen wir das Wort: „Geben ist seliger, denn nehmen"; heute empfinden wir die Weihe dieses Festes, das anders geartet ist, als die anderen Feiertage. Denn Weihnachten ist nicht blos ein kirchliches Fest, wie Ostern und Pfingsten, es ist ein Familienfest im schönsten Sinne des Wortes; es weckt die edelsten Gefühle in unsern Herzen und facht den göttlichen Funken in unserer Seele, wo er das ginze Jahr hindurch halb erstickt unter der Asche der Selbstsucht geglommen hat, zu neuer Gluth an. Es knüpft die Familienbande fester, und Dankbarkeit, die schönste aller Tugenden, findet reichliche Gelegenheit, sich zu bethätigen. Weihnachten ist nicht bloß das Fest der Geburt Christi, sondern auch die Feier des Wiedererwachens der Menschenliebe in unserem Gemüth, des Erblühens schöner Empfindungen in unserer Seele.

Wer kennt nicht Dickens Märchen „Die Weihnachtsglocken", wer kennt nicht Scrooge, den hartherzigen Filz, den Menschen ohne Gefühl und edlere Empfindung, wer hat sich nicht an den Visionen des Einsamen ergötzt, dem in der heiligen Nacht sein verstorbener Compagnon, mit einer langen Kette belastet, jammernd erscheint, und wer hat sich nicht an der Wandlung erfreut, die mit dem alten Scrooge vorgeht? Es ist ein Märchen nur, der Phantasie eines Dichters entsprungen, und dennoch enthält es viel Weisheit. mehr Weisheit als manche dickleibige Folianten; denn es predigt die Menschenliebe und zeigt, wie wenig dazu gehört, unsere Nebenmenschen zu beglücken, sie zu erheben und fromm zu stimmen und ihnen wenigstens einmal im Jahre zu zeigen, daß wir alle Brüder sind.

Wie Pfingsten das Fest der erblühten Jugend, Ostern mit seiner Auferstehungsfeier der Trost des Alters, das auf ein zukünftiges Leben hofft, so ist Weihnachten das Fest der Kinder; ihnen gilt die schöne Feier, und sie stehen im Mittelpunkt unseres Sinnens und Trachtens. Wir theilen ihre Freude, ergötzen uns an ihren Spielen; wir selber werden wieder zu Kindern, und die leise Wehmuth lieber Erinnerungen beschleicht uns. Wir sehen uns selber wieder als Kinder, wie wir angesichts des strahlenden Weihnachtsbaumes gejubelt haben. Mag es auch draußen stürmen, in unserem Gemüth lebt der Frühling, und aus den Augen der Kleinen strahlt der helle Sonnenschein. Und wenn die Kleinsten der Kleinen die Händchen fromm falten und ihr mühsam erlerntes Sprüchlein hersagen, dann überkommt selbst das verhärtetste Gemüth andächtige Rührung; aus dem Kindermunde spricht eine höhere Macht zu uns, und wir verstehen die Botschaft: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Sollt' ein schönes Glück mich kränken,
Weil es allzu rasch entfloh?
Kurz begegnen, lang gedenken
Macht die Seele reich und froh.
Geibel.

* * *

Du bist in Gesellschaft gewesen?
„Wären's Bücher gewesen,
Wir hätten sie nicht gelesen!"
Goethe.